Professor Frey erhebt Einspruch!

Einige Gedanken darüber, was Soziologie mit Ökonomie zu tun hat.

Ökonomie zählt, wie viel hinten herauskommt. Falsch, sagt Professor Frey: Wichtig ist, wie es vorne gemacht wird.

WERNER VONTOBEL

Die Voraussetzungen sind optimal: Der Himmel ist blau, der Tisch weiss gedeckt, das Dekor – der Predigerplatz und die Predigerkirche – könnte einem Filmdrehbuch entstammen. Und aus dem Schatten der Bäume nähert sich jetzt, sichtlich aufgeräumt und in guter Stimmung, Professor Bruno S. Frey. Das Experiment könnte also gelingen. Doch bevor wir zur Sache kommen, hat Bruno Frey noch etwas anderes auf dem Herzen. Er hat mit seinen Studenten soeben über die Ökonomie des Klonens diskutiert, und er möchte diesen Faden noch ein wenig weiterspinnen. Bei der Vorspeise stossen wir dann auf ganz natürliche Weise doch zum Thema vor. Hat es nicht die Natur mit ihrer Ökonomie der Fortpflanzung genau so eingerichtet, dass der Spass am Machen mindestens so gross ist wie die Freude am Gemachten?

In der Terminologie des Ökonomen heisst das: «Der Prozessnutzen ist oft grösser als der Ergebnisnutzen.» Konkret: Die Freude an der Herstellung dieses Artikels – diskutieren, schreiben, umschreiben, redigieren – übertrifft den Nutzen der Lektüre. Das ist ein harter Test, ein Kampf von ein paar wenigen Redaktoren und Produzentinnen gegen zehntausende von Leserinnen und Lesern. Herr Professor, Sie sind gefordert.

UNSER GAST ROLLT DIE GESCHICHTE zunächst einmal von hinten auf und erklärt, wie und warum der Ökonomie der Prozessnutzen verloren gegangen ist. Wer die Welt in Schwarz und Weiss, in Aufwand und Ertrag aufteile, der müsse die Arbeit notwendigerweise unter Aufwand abbuchen und könne die Freude an der Arbeit nicht auch noch in Rechnung stellen. Einzig Marx habe sich mit den Grautönen der Arbeit zwischen Mühsal und Freude beschäftigt – und natürlich die Psychologen.

Diesen sei beispielsweise aufgefallen, dass Verurteilte ihre Strafe viel besser akzeptieren können, wenn dem Urteil ein fairer Prozess vorausgegangen ist, in dem die Beteiligten ihre Motive begründen. Dass der Prozess der Meinungsbildung wichtig ist, weiss Frey aber vor allem auch auf Grund seiner eigenen Studien über die direkte Demokratie. Ihm, Gebhard Kirchgässner (einem Schüler von Frey) und Lars Feld (Schüler von Kirchgässner, beide inzwischen Professoren in St. Gallen) ist unter anderem aufgefallen, dass Bürger in direkten Demokratien deutlich weniger Steuern hinterziehen und ein deutlich höheres Pro-Kopf-Einkommen erzielen als in Staaten oder Kantonen mit weniger direkter Demokratie.

«Ja, und dann haben wir», so kommt nun Frey bei der Hauptspeise zur Hauptsache, «einfach mal untersucht, ob auch ein Zusammenhang zwischen Glück und Demokratie bestehe. Es war ein Schuss ins Blaue – der sich als Volltreffer erwiesen hat.» Die Ergebnisse hat Frey in einer Tabelle zusammengefasst, die zwar ohne professorale Verdauungshilfe nicht geniessbar ist, doch wenn man die Zahlen erst einmal lesen kann, entpuppen sie sich als intellektuelle Kalorienbombe. Sie sagen nicht weniger, als dass das bisschen mehr oder weniger direkte Demokratie, das man in der Schweiz haben kann, mehr Glück und Zufriedenheit bringt als ein Sprung von der tiefsten in die höchste Einkommensklasse, als eine gute Erziehung und fast so viel wie eine intakte Beziehung. Nur schwere Krankheiten und Arbeitslosigkeit beeinträchtigen das Glück mehr als ein Verlust an demokratischen Mitbestimmungsrechten.

DAS KLINGT UNGLAUBLICH. «Stellt das nicht die ganze Ökonomie auf den Kopf?» Frey widerspricht nicht. Wenn man etwa sehe, dass die glücksmindernde Wirkung von Arbeitslosigkeit auch durch finanzielle Entschädigung nicht annähernd kompensiert werde, so komme man als Ökonom schon ins Sinnieren. Einige seiner Fachkollegen hätten denn auch ziemlich feindselig auf solche Erkenntnisse reagiert. «Doch reden sie einmal mit Psychologen und Soziologen, die finden das viel weniger erstaunlich. Der Mensch ist nun einmal ein soziales Wesen, und alles, was mit seiner Stellung in der Gesellschaft zusammenhängt, ist für ihn sehr wichtig.»

Im Übrigen steht Frey auch als Ökonom nicht allein da. Sein indischer Kollege Amartya Sen habe 1998 den Nobelpreis dafür erhalten, dass er Armut als Mangel an Entwicklungschancen begriffen habe. Wenn schon in der Dritten Welt das Bedürfnis, sozial mithalten zu können, oftmals wichtiger ist als die Bedürfnisse des Leibes, um wie viel mehr muss das denn im satten Westen gelten?

ZUR BEKRÄFTIGUNG DES GESAGTEN serviert jetzt die Kellnerin Tiramisù, kalorienschonend mit Rharbarber zubereitet. Wir grübeln weiter. Wenn schon die gelegentliche Mitwirkung in der Demokratie unser Glück entscheidend beeinflusst, ist dann die Mitwirkung am Arbeitsplatz nicht noch viel wichtiger? Frey, wieder ganz der trainierte Ökonom, präzisiert die Frage: «Kann der freie Markt die Bedürfnisse nach einer anregenden Arbeitsumgebung befriedigen?», und er wagt die These, dass dem so sei. Doch müssten dann nicht die besseren Jobs schlechter bezahlt sein, weil sie den Lohn schon in sich tragen? Und wie kann der Arbeitnehmer einen freudvollen Job von einem depressiven unterscheiden, wenn er vor lauter Psychopharmaka noch nicht einmal mehr weiss, dass er unglücklich ist? Interessante Fragen, doch Frey will sein Thema in einer andere Richtung ausloten. «Sind glückliche Menschen risikofreudiger? Sind sie eher bereit, anderen zu helfen? Wie sind individuelles Glück und soziales Kapital verhängt?» Der Ökonom, der eigentlich Soziologe werden wollte, macht sich wieder einmal daran, die Grenzen seines Fachs zu sprengen.

Da meldet sich die ganz traditionelle Ökonomie zurück: «Kann ich hier bitte kassieren?»

MEHR ZUM THEMA auf Professor Freys Homepage: www.iew.unizh.ch/grp/frey/contents.html

Professor Freys These:

«Die Freude am Produzieren wiegt schwerer als der Nutzen des Produkts.»

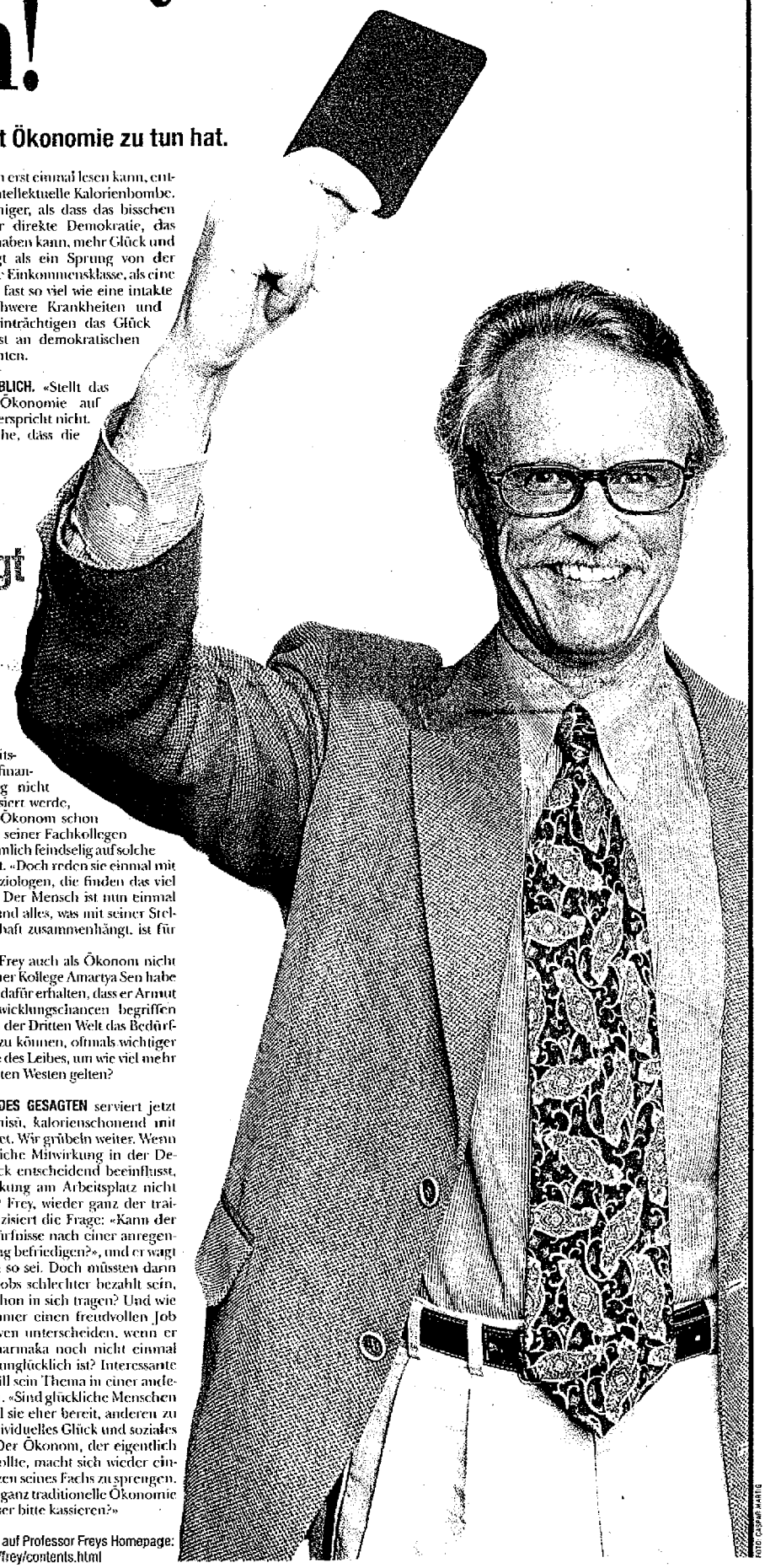

FOTO CASPAR MARTIG

DIE ANDEREN ÖKONOMEN

IN LOSER FOLGE stellen wir je einen Ökonomen und eine These vor, welche die Ökonomie – so wie wir sie bisher kannten – auf den Kopf stellt. In der nächsten Folge räumt Thorsten Hens mit dem Irrglauben auf, dass Wirtschaft eine Veranstaltung von nutzenmaximierenden Individuen sei.